

**ASTRID SCHMITT, Burg Tannenberg bei Seeheim-Jugenheim/Lkr. Darmstadt-Dieburg. Eine spätmittelalterliche Ganerbenburg im Licht der archäologischen Funde (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 151) Dr. Rudolf Habelt GmbH Bonn 2008. ISBN: 978-3-7749-3549-5.**

Fest und möglichst eng datierte Plätze, wie unvollendete oder bald wieder zerstörte Burgen und Siedlungen mit Zäsuren in Gestalt von Zerstörungsschichten, die sich mit historisch überlieferten Ereignissen verbinden lassen, aber etwa auch kurzfristig genutzte Glashüttenplätze gehören zu den wichtigen Eckpfeilern der mittelalterlichen Sachgut-Chronologie. Dies ist schon seit mehr als anderthalb Jahrhunderten den antiquarisch interessierten Laien, und seit über hundert Jahren der professionellen archäologischen Wissenschaft bewusst. Dem Fundkomplex von der Burg Tannenberg bei Jugenheim kommt in dieser Hinsicht forschungsgeschichtlich wie realienkundlich eine herausragende Stellung zu. Die Burg wurde 1399 durch die Stadt Frankfurt zerstört und danach nicht wieder aufgebaut. 1849 erfolgten umfangreiche Ausgrabungen, die rasch und bis heute vorbildlich publiziert wurden. Die grafisch sehr aufwändig gestalteten Tafeln der damaligen Funde sind aus diesem Grunde in dem vorliegenden Band den neu gezeichneten Fundabbildungen angehängt. Seit diesen, längst zur Standardliteratur der Mittelalterarchäologie gehörenden Grabungen ist es ab 1972 mehrfach zu Untersuchungen im Bereich der Burg gekommen, meist im Zusammenhang mit Aufräumarbeiten, zuletzt gezielt 2002 unter Leitung von Norbert Wand (diese Grabung wurde allerdings nur am Rande berücksichtigt). Eine wissenschaftliche, umfassende Vorlage und Diskussion der Alt- und Neufunde war demnach längst überfällig, zumal diese über verschiedene Museen verteilt sind. Um so mehr ist es zu begrüßen, dass nunmehr eine entsprechende Publikation erfolgte. Die Arbeit entstand als Dissertation am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Mainz bei Prof. Dr. Norbert Wand.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Die Arbeit zerfällt in qualitativ sehr unterschiedlich geratene Teile. Die Analyse der Keramik ist weitgehend misslungen und nur unter kritischer Berücksichtigung der Seiten 186 und folgende im „Leitfaden zur Keramikbeschreibung“ zu lesen. Dies gilt im gewissen Maße auch für die Auswertung der Bolzenspitzen. Die Ausführungen zu den übrigen Metallfunden, insbesondere zum Reitzubehör verraten hingegen viel Sachkenntnis und bringen in vielen Punkten Neues, etwa zu den Eselshufeisen. Der Abschnitt zur Keramik fällt auch aufgrund der

blumigen Sprache mit einer Fülle an ungewöhnlichen Adjektiven aus dem Rahmen, während die sonstigen Ausführungen eher nüchtern gehalten sind. Dies bleibt aber nicht die einzige Auffälligkeit in dem Buch.

Die Gliederung orientiert sich primär an dem Fundmaterial. Dem einleitenden Kapitel I mit kurzen Darstellungen zur Forschungsgeschichte, zur Topographie, zur historischen Entwicklung (etwas irreführend unter dem Titel „Forschungsgeschichte“ zusammengefasst) sowie zur baulichen Gestalt der Burg folgt daher der Hauptteil II, der in Unterkapitel zur Gefäßkeramik (S. 28ff.), Ofenkacheln (S. 116ff.), Bodenfliesen (S. 140ff.), Glas (S. 148ff.), Waffen und Rüstung (S. 152ff.), Reitzubehör (S. 169ff.), Messer und Dolche (S. 187ff.), Werkzeuge und Geräte (S. 194ff.), Schlüssel und Schlösser (S. 202ff.), Beschläge (S. 206ff.), Schnallen und Gürtelbestandteile (S. 209ff.), Bronzegraben und Metallgeschirr (S. 214ff.), Lampen und Leuchter (S. 217ff.), Spinnwirtel (S. 222ff.), Knochenobjekte (S. 223ff.) und Verschiedenes untergliedert ist. Ausdrücklich ausgeklammert bleiben Architekturteile, Dachziegel und Schiefer, außerdem bedauerlicherweise die Handmühle. Es folgt in Abschnitt III eine kurze Auswertung des Materials hinsichtlich der topologischen und chronologischen Aussagekraft (S. 227ff.) sowie ein Überblick über die wenigen Baubefunde zur Entwicklung der Burg (S. 247ff.). Nach dem sehr knappen Literaturverzeichnis (S. 255ff.) schließt sich auf S. 259ff. der Katalog der Funde an, der nach Materialgruppen sortiert ist. Verschiedene Konkordanzlisten runden den Schriftteil ab. Auf 74 Tafeln legt die Verfasserin sodann Zeichnungen von einem Großteil der Funde neu vor; der Topfhelm ist auf Tafel 75 mit Fotos dokumentiert. Zur Ergänzung sind auf 12 Seiten Reproduktionen der Tafeln aus der Erstpublikation durch Johann von Hefner-Alteneck und Jacob Wilhelm Wolf angefügt. Deren Grundriss ist, entgegen den Ausführungen Schmitts, praktisch identisch mit dem Plan von 1915; nur der Nordpfeil weicht um ca. 20° ab (worauf aber nicht weiter eingegangen wird; vgl. S. 18 mit Abb. 6, 7, die sogar im gleichen Maßstab abgedruckt wurden).

Die Schriftquellen zur Geschichte der Burg werden zunächst registriert in Tabellenform präsentiert und dann einzelne Aspekte, wie die Frühzeit der Burg im Kontext der territorialen Entwicklung und weiterer Befestigungen im Umfeld, die Entwicklung zur Ganerbenburg (mit zuletzt 10! Ganerben) und schließlich die Zerstörung eingehender abgehandelt. Zum Feldzug des Jahres 1399 liegen etliche authentische Schriftzeugnisse vor, ein wichtiger Vorzug etwa gegenüber vielen Burgen, die im 13. Jahrhundert zerstört wurden, wie der Burg Rödersen bei Wolfhagen oder den Gudenburgen bei Zierenberg, deren zeitliche Eingrenzung eher vage bleibt.

Dennoch gilt es auch bei Burg Tannenberg zu beachten, dass die letzten Gebäude, die Kapelle und die Priesterwohnung, erst um 1460 abgerissen wurden. Die Lage der Kapelle steht nach den neueren Untersuchungen wieder zur Diskussion. Die Anfänge der Burg reichen den Schriftquellen zufolge möglicherweise an den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück und sind eng mit der Geschichte der Reichsministerialen von Münzenberg verbunden; erwogen wird sogar eine Errichtung um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Archäologisch trägt die vorliegende Untersuchung nichts Neues zu dieser Frage bei, da das Fundmaterial schwerpunktmäßig ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert und ältere Fundschichten bisher kaum angeschnitten wurden. Die kleinen archäologischen Fenster, die bisher geöffnet wurden, lassen erkennen, dass im späten 13. und im 14. Jahrhundert grundlegende Umbauten vorgenommen wurden, etwa die Errichtung des Bergfriedes und der Anbau der Vorburg im Norden (vgl. Kapitel III.4). Funde und Baureste vermitteln also ein Bild der Burg des 14. Jahrhunderts und lassen die älteren Epochen weitgehend im Ungewissen. Es handelte sich damals um eine ovale Randhausburg mit nahezu geschlossener Bebauung. Die Keller spiegeln diesen Zustand nur rudimentär wider, wie Schmitt richtig bemerkt.

Die Gefäßkeramik wird auf recht eigenwillige Weise untersucht. A. Schmitt konzentriert sich zunächst auf die weitgehend einheitlich gestalteten Töpfe und unterzieht die an diesem Material erhobenen Daten einer multivariaten statistischen Analyse. Das Tischgeschirr wird im Anschluss daran behandelt, sortiert nach Warenarten (wohl in Anlehnung an M. Wintergerst, der aber die Gefäßformen auch nur ganz am Rande behandelt). Eine übergreifende Vorstellung und vergleichende Betrachtung der Randformen und Gefäßtypen gibt es nicht, was die Aussagekraft dieses Abschnitts stark einschränkt. Abgründe eröffnen sich bei der statistischen Erfassung der Randformen und Warenarten der Topffragmente. A. Schmitt definiert im Text 26 Randformen, die in Abb. 8 wiedergegeben sind. Dort stößt man jedoch auf 27 Randformen, von denen etliche nahezu identisch sind und sich überdies nicht mit den Beschreibungen im Text korrelieren lassen. Der mehrfach verwendete Begriff der „Leistenränder“ stimmt nicht mit der üblichen Bedeutung etwa nach U. Gross oder A. Kluge-Pinsker überein, stattdessen vermisst man bei mehreren Rändern die Klassifikation als Karniesrand. Die Beschreibungen im Text ermöglichen keine klare Abgrenzung der Randformen voneinander (was in gewissem Maße auch für die Bodenformen gilt). Die Warenarten werden bisweilen eigenwillig umschrieben. Man stößt auf Begriffe wie „überbrannte“ Ware (wohl in Analogie zur „überfeuerten Pingsdorfer Keramik“), einen „schlichten Bruch“ oder „Brennhaut“, die nur bedingt

technische Vorgänge bei der Keramikproduktion widerspiegeln. Ein wichtiger Aspekt für die Warenarteneinteilung sind die Farben, die in zunehmendem Maße nach dem RAL-Farbkatalog benannt werden, ohne dass aber im Fließtext eigens darauf hingewiesen wird. Für diejenigen Leser, die mit den RAL-Farbnamen nicht so vertraut sind und eine entsprechende Farbkarte nicht vorliegen haben, sind diese Passagen etwas irritierend. Auch „verbrannte Irdenware“ wird erwähnt, die teils eine „verglaste“ Oberfläche besäße, und „uneinheitliches Steinzeug“. Was man sich darunter vorzustellen hat, lässt sich wohl nur im direkten Augenschein der Funde klären. Dagegen kann man sich unter den Tonhörnern mit „Gurkenschnitt“ (S. 114) noch vage etwas vorstellen.

Es erübrigt sich, auf die folgende statistische Analyse einzugehen, da bereits die Datenerhebung mit massiven Mängeln behaftet ist und folglich – und auch tatsächlich – die Balken- und Vektorgrafiken nicht nur fehlerhaft, sondern grob irreführend sind. Abgesehen davon ist es kaum verständlich, weshalb die „Faktorladungen“ des 1. bis 7. Eigenvektors in einer eigenen Tabelle aufgelistet sind, denn welche Aussagekraft besitzen diese Werte? Das Beispiel zeigt, dass hier offenbar mit wenig Sachverstand versucht wurde, eine Statistik aufzustellen, die zudem auf einer sehr dünnen Materialbasis (ca. 670 Fragmente) und einer mehrfachen selektiven Auswahl beruht. Es empfiehlt sich folglich, geradewegs auf S. 71 bzw. 97 weiterzulesen und sämtliche Aussagen zur Klassifizierung der Topfgefäße als wertlos zu betrachten. Die folgende Trinkgeschirrkernik wird primär nach Warenarten untergliedert, während man die Gefäßformen im Fließtext suchen muss. Allerdings kommen ähnliche Formen sowohl in „getauchter“ oder engobierter Irdenware wie als manganviolett Faststeinzeug vor: in größerer Menge Krüge und bauchige Becher bzw. Pokale, daneben Flaschen bzw. Enghalskrüge und Mehrpassbecher, die mit ihren „Trichterrändern“ zum Teil schon den Siegburger Trichterhalsbechern nahestehen (die aber nicht explizit genannt werden). Daneben gibt es noch Steinzeug mit und ohne Magerungspartikel sowie das schon genannte „uneinheitliche Steinzeug“. Die glasierte Irdenware wird durch Ofenkacheln und von A. Schmitt so genannte „Henkelschüsseln“ repräsentiert. Tatsächlich handelt es sich dem „Leitfaden zur Keramikbeschreibung“ zufolge um Henkeltöpfe, denn ihre Höhe entspricht nahezu dem Randdurchmesser, während bei Schalen die Höhe  $\frac{1}{4}$  des Durchmessers messen sollte und bei Schüsseln höchstens  $\frac{1}{2}$  des Randdurchmessers. Diese glasierten Töpfe verdienen insofern Beachtung, als sie in der Erstpublikation der Tannenberg-Funde von 1850 übergangen werden und daher eine wichtige Ergänzung zur Keramikchronologie darstellen. Es handelt sich um einen der frühesten, sicher datierten, größeren Komplexe glasierter Irdenware des späten

Mittelalters (wenn man von Ofenkeramik einmal absieht)! Zwei Keramikfragmente tragen pingsdorfartige Bemalung, zwei gehören zur grauen Irdenware. Weiterhin befindet sich unter dem Fundaterial neuzeitliche Keramik, die von Steinräubern oder Ausflüglern auf die Burg verbracht worden sein dürfte, vorgeschichtliche, wohl latènezeitliche und römische Keramik. Letztere wurde insbesondere im Vorburgbereich geborgen, wohin sie wohl infolge von Erdanschüttungen gelangt ist.

Größeren Raum nimmt als nächstes die Besprechung der Ofenkacheln ein. Zu der Analyse der Becherkacheln ist im Prinzip das gleiche zu sagen wie zu der Analyse der Topfkeramik. Die vermeintlichen Schüssel- und Napfkacheln sind zu übergehen, einige „Vierpasskacheln“ richtiger als Becher- oder Schüsselkacheln mit quadratisch ausgezogenem Rand zu bezeichnen. Bei den eponymen Nischenkacheln werden 90 Muster unterschieden, wobei es sich häufig nur um Modelvarianten desselben Musters handelt. Es wäre hilfreich gewesen, dies durch eine hierarchische Gliederung kenntlich zu machen (wie M. Wintergerst bei den Randformen der Frankfurter Keramik), oder es wenigstens zu diskutieren und in einer Tabelle zu veranschaulichen. Die Kacheln vom „Typ Tannenberg“ zeigen Raubtiere, Vögel, Drachen und vor allem pflanzliche Ornamente über einem Dreipassfenster. Spätgotisches „Stabwerk“ weist der Rand sicher noch nicht auf, obwohl „Stabwerkkränder“ laufend erwähnt werden. Stilistisch und aufgrund von Vergleichsfunden ist das Auftreten dieser Kacheln noch vor die Mitte des 14. Jahrhunderts zu datieren. Auch für die Bodenfliesen definiert A. Schmitt 5 Muster, obwohl drei dieser Muster schon hinreichend durch den Fliesenkatalog von E. Landgraf beschrieben werden und ein Typ nur in einem wenig aussagekräftigen, kleinen Fragment vorkommt. Die Fliesen wurden massiert im Torhaus der Vorburg gefunden.

Flachglas und Fensterblei bezeugen das Vorhandensein von Glasfenstern auf der Burg, diverse Hohlglasbruchstücke die Verwendung von Glasbechern und Flaschen aus Glas. Den Einzelbeschreibungen zufolge handelt es sich durchweg um Waldglas, obwohl eine Anzahl von Glasfragmenten unter einem eigenen Kapitel als „farblose und helle“ Gläser ausgesondert werden. Neben den optisch geblasenen Bechern gibt es Belege für Achtkantgläser. Insgesamt ist die Fundmenge eher dürftig, was mit den Fundumständen zusammenhängen dürfte: 1849 schenkte man den brüchigen Glasscherben sicher keine besondere Aufmerksamkeit, und der Brand von 1399 dürfte ebenfalls zu Verlusten geführt haben.

Die zahlreichen Bolzen- und Pfeilspitzen (553 Stück, fast so viele wie die analysierten Topffragmente) künden von den heftigen Kämpfen um die Burg. Die Mehrzahl wurde im nördlichen und östlichen Zwinger geborgen, also auf der Feindseite der Burg. Die Formenanalyse folgt der Typologie von R. Přihoda. Die aus verschiedenen Variablen, etwa der „Taillierung“, der Profilierung oder dem Geschossquerschnitt gebildeten Merkmalsprofile „13. Jahrhundert“, „14. Jahrhundert“ und „14./15. Jahrhundert“ sind allerdings wenig spezifisch und sollten daher mit größter Zurückhaltung zur konkreten Datierung herangezogen werden. Mehrere Bleikugeln wurden wohl mit den bei der Belagerung 1399 eingesetzten Handbüchsen verschossen, wobei leider keine genaue Zahl genannt wird. Sechs weitere Kugeln scheinen aus Keramik zu bestehen (was unbedingt hätte geprüft werden müssen). Die beiden zugehörigen Handfeuerbüchsen werden auf S. 160f. beschrieben, außerdem auf verschollene Bruchstücke weiterer Büchsen eingegangen.

Zu den bedeutenden Schutzwaffenfunden zählen zwei Helme (von denen der Topfhelm erhalten, von der Beckenhaube nur ein Fragment überliefert ist), Spangenharnischfragmente und Panzerhandschuhe (teils verschollen). Sie werden vorwiegend anhand der älteren Literatur diskutiert, wobei eine Berücksichtigung vor allem auch der Rüstungen des 16./17. Jahrhunderts wünschenswert gewesen wäre. Die verwendeten Begriffe, Lentner und Brigantine, werden nicht näher erläutert, und der mit entsprechender Literatur bewaffnete Leser fragt sich, ob die Spangenharnischfragmente nicht auch zu einem Korazin gehört haben könnten? Auf diesen Rüstungstyp weist jedenfalls die außenliegende Textilauflage auf den Spangen hin.

Sehr sachkundig und offenkundig mit praktischem eigenen Hintergrundwissen wird das Reitzubehör beschrieben (S. 169ff.). Zu den 1849 geborgenen Trensens ist als Neufund eine Knebeltrense hinzugekommen. Außerdem gibt es eine Hebelstangentrense, für die A. Schmitt den Fachbegriff Pelham einführt, und ein Kandarenbruchstück. Es gelingt A. Schmitt, die Trageweise und die Wirkung der Trensens genau zu rekonstruieren. Die Ausführungen sind daher auch für die Interpretation von bildlichen Darstellungen sehr hilfreich. Ebenfalls ein Neufund von 1982 ist ein Komplex von mindestens 39 Pferdegeschirranhängern und einer Schmuckscheibe. Sie steckten in einem gebrannten Lehmklumpen. Die Anhänger gehören zu zwei Typen, Wappenschilden und Palmetten- oder Muschelanhängern. Die Schmuckscheibe zeigt einen Vogel oder Drachen mit Pflanzenornament, wozu es ein fast identisches, aber spiegelbildliches Vergleichsstück von der Harpfenburg im Ldkr. Heidelberg gibt. Von den 1849 geborgenen Sporen hat sich nur einer erhalten, aber erfreulicherweise sind

zwei Neufunde hinzugekommen. Auch drei neu entdeckte Steigbügel ergänzen das Fundspektrum von 1849. Mehrere Steigbügel sind wegen ihrer durchbrochenen Zierplatte und dem eingesetzten Aufhängestab bemerkenswert. Die 39 Hufeisen stammen ausschließlich aus neueren Grabungen. Die Analyse der Hufeisen folgt der Typologie von B. Scholkmann, führt aber deutlich darüber hinaus. Besondere Beachtung verdient die Untersuchung der 21 Hufeisen für Esel, Maultiere oder Mulis, die bisher in der Literatur nur selten Aufmerksamkeit fanden. Sie zeichnen sich durch geringe Größe, gerade Schenkel und eine geringe Anzahl an Nagellochern aus. Mit Hilfe eines speziellen Indexwertes, den M. Moser 1966 vorstellte und der den Abstand des ersten Nagelloches vom hinteren Ende der Hufeisenschänkel beschreibt, gelingt es A. Schmitt, ein eindeutiges Erkennungskriterium für Eselshufeisen zu finden. Sie kann hierfür auch plausible tierphysiologische Ursachen anführen. Nicht aufgeführt werden unter dem Reitzubehör Striegel, obwohl diese laut den Fundberichten des 19. Jahrhunderts in mehreren Exemplaren zutage gekommen sein müssen (vgl. S. 228).

Die auf Burg Tannenberg gefundenen Messer besitzen eine Griffangel oder eine Griffplatte, auf die ein organischer Griff montiert war. Unter den Neufunden befinden sich zwei Dolchmesser mit asymmetrischer Schneide. Als „Basilard“ spricht Schmitt den 1849 gefundenen Dolch mit abgeplattetem Knauftring und Griffplatte an. Bei einer weiteren Waffe könnte man darüber streiten, ob es sich um ein Schwert oder einen Dolch handelt. Die Länge der Klinge (82 cm) spricht für ersteres, die Griffplattenkonstruktion nach Ansicht der Autorin eher für letzteres. Allerdings wird hier wohl ein eher nebensächliches Argument als Kriterium herangezogen. Entscheidend ist ja neben der Länge die Form und Verwendung der Klinge, die bei einem Dolch eher zum Zustoßen im Nahbereich, beim Schwert eher zum Hiebschlag verwendet wird. Die schmale Klinge der betreffenden Waffe, die für eine Ansprache als Dolch herangezogen werden könnte, dürfte in diesem Fall aber durch Nachschärfen ihre geringe Breite erhalten haben. Durchaus plausibel erscheint die Bemerkung der Autorin zur Parierstange, die ihrer Ansicht nach „verkehrt“ herum auf die Griffplatte gesteckt wurde. Ihre Biegung weist nicht, wie sonst üblich, zur Klinge, sondern zum Griff. Diese Verdrehung muss allerdings vor dem Ausschmieden des Knauftringes erfolgt sein.

Die folgenden Unterkapitel zu verschiedenen Geräten seien nur kurz erwähnt. Untersucht werden eine Bügel- und eine Scharnierschere, Feuerstähle, eine Kesselsäge (Kesselaufhängung), verschiedene Bohrer, Keile, Meißel, ein von A. Schmitt als

„Splint“ bezeichnetes Gerät, ein Rebmesser, Sichel, Äxte und Spitzhackenfragmente, weiterhin Kloben und Türangeln, Krampen, Baueisen, Haken, Ketten und Nägel. Erhalten haben sich zudem etliche Schlüssel, Spreizfederschlosser, ein Schlossbeschlag (während ein 1850 abgebildeter weiterer Schlossbeschlag nicht im Text erwähnt wird), Stolleneisen von Trippen, Zierbeschläge, Schnallen, schließlich Grapen und Reste von Metallgefäßen, während ein Grapen, zwei Kupferkessel und zwei Pfannen verschollen sind. Zinngeschirr fehlt; es soll aber ein Hortfund mit Zinngerät im 19. Jahrhundert am Fuß des Berges entdeckt worden sein. Eine eiserne Hängelampe, ein eiserner sowie ein bronzener Kerzenhalter (Leuchter), Maultrommeln, Steinzeugkugeln, ein Fingerring und eine Balkenwaage runden das Spektrum der Funde ab, gehören aber überwiegend zu den schon 1849 getätigten Funden. Am Schluss bespricht A. Schmitt noch Spinnwirtel aus Keramik und Stein, Knochengерäte und unklare Klein- und Sonderfunde.

Die Auswertung besteht aus zwei Hauptteilen: der Analyse der Fundverteilung und der chronologischen Auswertung. Beides ist durch die Fundumstände nur sehr eingeschränkt möglich. Stratigraphische Beobachtungen wurden weder 1849 noch in nennenswertem Umfang bei den jüngeren Grabungen gemacht, und bei den Altfunden ist auch vielfach nicht der genaue Herkunftsort rekonstruierbar. Ältere Siedlungsschichten wurden vermutlich bisher auch nicht in größerem Maße angeschnitten. Das Material wirkt typologisch insgesamt sehr einheitlich, und „altertümliche“ Objekte können z.B. durch längere Nutzung oder Lagerung bis zur Zerstörung 1399 überdauert haben. Bei vielen, zum Vergleich herangezogenen Funden ist, sofern nicht „eigene“ Zerstörungsereignisse unabhängige Fixdaten geliefert haben, in Rechnung zu stellen, dass sich die Forschung bei der chronologischen Ansprache natürlich immer an den Funden von der Burg Tannenberg orientiert hat, die Gefahr von Zirkelschlüssen also groß ist. Leider wird die Grundlage für die Datierung von Vergleichsfunden in der Arbeit nicht immer angegeben, so dass man den Angaben des entsprechenden Bearbeiters blind vertrauen muss. Angesichts dieser Voraussetzungen erscheint es sehr gewagt, für die Funde von der Burg Tannenberg drei Phasen zu definieren, die mit den Namen „Schnellerts/Bommersheim unterer Burggrabenbereich“ (Stufe 1, 13./erstes Drittel des 14. Jahrhunderts), „Tannenberg/Bommersheim“ (Stufe 2, mittleres Drittel des 14. Jahrhunderts) und „Tannenberg/Mainz Tritonplatz/Landskron“ (Stufe 3, 1382-1399) versehen sind, wohl in Anlehnung an Gepflogenheiten der hessischen Bronzezeitforschung („Stufe Wölfersheim“). Die letzte Stufe erstreckt sich zudem nur über knapp zwei Jahrzehnte. Der Übergang von Stufe 1 zu Stufe 2 wird vor allem durch das Auftreten glasierter Keramik und von weitmundigen Töpfen markiert, der Übergang

von Stufe 2 zu Stufe 3 durch das Erscheinen der „fortgeschrittenen Dieburger Produkte“, etwa den Henkeltöpfen (Schmitt: „Henkelschüsseln“) und anderen Formen des 15. Jahrhunderts. Ein Abgleich mit anderen Chronologiesystemen erfolgt nur unzureichend. Es kann auch hier nicht der Platz sein, dieses chronologische Modell im regionalen und überregionalen Kontext zu überprüfen; vor einer unkritischen Übernahme sei aber aufgrund der schwachen Materialgrundlage vorerst gewarnt. Dies schließt eine letztendliche Bestätigung der angedeuteten Tendenzen nicht aus.

Die Betrachtung der Fundverteilung auf der Burg lässt einige interessante Deutungen zu, die anschaulich auf mehreren Grundrissgrafiken visualisiert sind. So fanden sich die Bolzenspitzen wie erwähnt überwiegend vor der nördlichen und östlich Ringmauer im Zwingerbereich. Eine größere Anzahl an Kachelfunden und Fliesen wurde im Torhaus der Vorburg geborgen, was auf einen repräsentativen Raum dort schließen lässt. Fliesen- und Kachelfunde sind aber auch aus den Kellern im oberen Burghof bekannt, wo die Wohnungen der verschiedenen Ganerben zu vermuten sind. Den Umstand, dass römische Keramik nur im Vorburgbereich am äußeren Burgtor zutage kam, erklärt A. Schmitt mit der Aufschüttung von Bodenmaterial, dessen Herkunft noch zu klären wäre.

Insgesamt ist die Arbeit gut lesbar, aber aufgrund der beschriebenen Mängel in weiten Teilen nur eingeschränkt verwendbar. Dies ist wegen der forschungsgeschichtlichen Bedeutung des Fundplatzes bedauerlich, und es ist nur zu hoffen, dass die Tannenberg-Forschung nicht hier stehen bleibt. An Literatur wurde oftmals nur das allernötigste herangezogen, und vielfach fehlen zentrale Werke zu den verschiedenen Materialgruppen, wie der Keramik (U. Lobbedey 1968, A. Heege 1995), den Balkenwaagen (S. Steuer), den Buntmetallfunden (S. Krabath), den Messern (W. Holtmann) und den Waffen (z.B. R. Schneider, W. Boeheim). Andere wichtige Arbeiten finden sich versteckt in den Fußnoten, aber leider nicht im Literaturverzeichnis. Dies erschwert den Überblick über die Forschungsgrundlagen. Die Mängel sind teilweise so offensichtlich, dass man nicht umhin kommt, der Autorin eine gewisse Intention zu unterstellen. Doch welche? Soll der Leser zur kritischen Mündigkeit erzogen werden? Werden an der Rezeption des Werkes die Kenntnisse der Kollegen und Studenten (sowie natürlich der Rezensenten) geprüft? Übernehmen sie die Inhalte bzw. „Ergebnisse“ der Studie unkritisch, erkennen sie die methodischen Mängel, oder können sie gar mit materialkundlichem Hintergrundwissen die fachlichen Defizite benennen? Sollte dies eine allgemeinere Tendenz in der derzeitigen Wissenschaft widerspiegeln, wäre das Ergebnis fatal. Die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher

Aussagen ist gefährdet, wenn gezielte Desinformation gestreut wird. Wer soll die Fehler von den wahren Tatsachen unterscheiden, selbst wenn auch diese aus streng wissenschaftstheoretischer Sicht nur unvollkommene Annäherungen an die Wirklichkeit darstellen? Wer besitzt den Schlüssel, der durch das Gewirre dieses Durcheinanders passt? Wer verantwortet so etwas? Man möchte das Buch vor dem Hintergrund dieser Fragen geradezu unter die surrealen Kunstwerke einordnen, entstanden in der hyperverlinkten, zeitmanagementbesessenen, postrealen Epoche der Wissenschaft. Die Autorin sollte sich allerdings nicht entmutigen lassen, sondern diese Rezension als konstruktive Kritik aufnehmen, die sicher auch viele andere Werke in mehr oder weniger starkem Maße betrifft. Weite Teile des Buches erfreuen mit einer präzisen, nüchternen und treffenden Beschreibung und Deutung der Funde. Diese Qualitäten gilt es auszubauen!

Dr. Thomas Küntzel  
Untere-Masch-Str. 16  
37073 Göttingen  
thomas.kuentzel@gmx.de